

Fern von Seattle

Autor(en): **Rostetter, Andri**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **11 (2004)**

Heft 120

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-885302>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

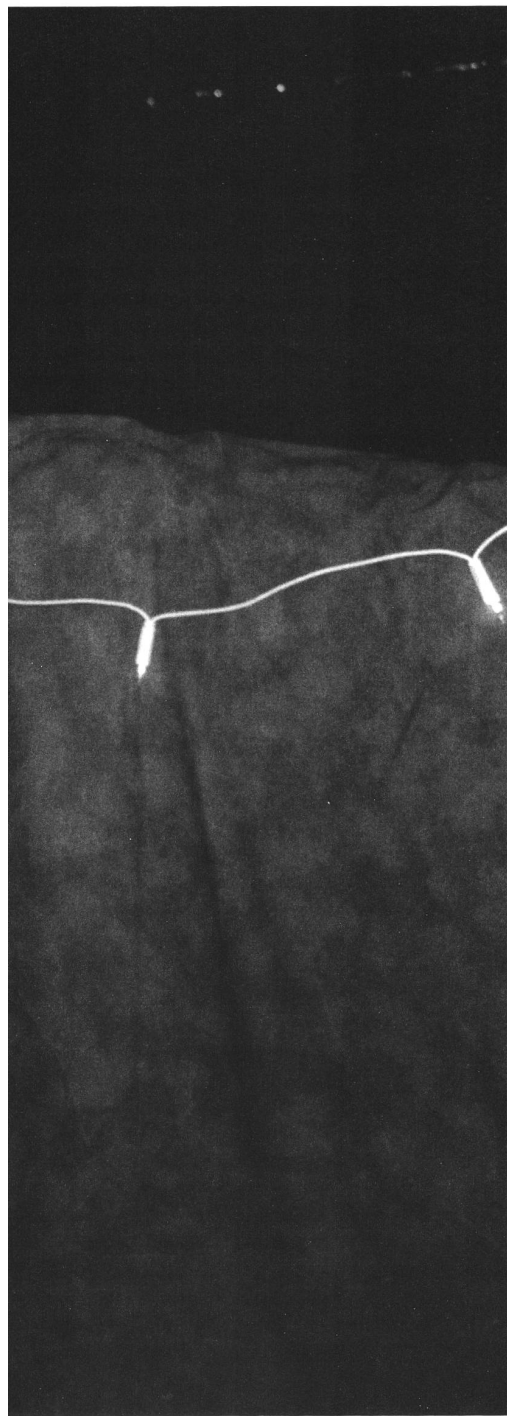
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



14

Sie wohnen in Gossau, Wil oder Rorschach, heissen Araxes, Keep in Motion oder Painhead und tun es immer wieder, obwohl sie wissen: **Wir kommen hier wahrscheinlich nie raus.** Das Rockband-Dasein in Kleinstädten ist ein Unternehmen zwischen Tag und Traum.

von Andri Rostetter



Die Geschichte ist nicht neu. Gelingweilte, melancholische oder rebellische Jugendliche in freudloser Kleinstadt gründen Band, Ochsentour durch die Clubs der Gegend, Krise, Auswechslung des Bassisten, grosser Durchbruch. Die Beatles-Story, klischeehaft, unpräzise und in stark geraffter Form. Das Schema passt mehr oder weniger auf jede Band der Welt. Bis zur Krise. Dann ist in den meisten Fällen die Show zu Ende.

Der Durchbruch, das weiss heute jeder Primarschüler, ist ein paar Handverlesenen vorbehalten. Und trotzdem versuchen sie es immer wieder, Jahr für Jahr, zu Zehntausenden, weltweit. Und es wird ihnen nie langweilig. Auch nicht in Gossau, auch nicht nach dem zehnten Auftritt im Ninetysix-Pub an der St.Gallerstrasse 65.

Im Kindergarten-Keller

Das Ninetysix-Pub ist Stammbeiz und Testgelände von Araxes. Wenn wieder ein paar neue Songs fertig sind, kommen sie und der Wirt räumt die Tische weg und hilft, die Gitarrenverstärker und das Schlagzeug hereinzutragen. Die Beiz wird jedes Mal voll, wenn die Band hier spielt. Araxes hat nicht wenige Fans. Und die müssen nie lange warten, bis der nächste Gig über die Bühne geht. Weite Reisen sind dazu selten nötig. Wenn Araxes spielt, dann meist in Gossau. Man kennt sie halt in der Stadt. Wenn etwas ansteht, ruft man sie an: Stadtfest, Jungbürgerfeier, 1. August, Gewerbeausstellung.

Ab und zu spielen sie in St.Gallen, manchmal im Toggenburg oder im Rheintal. Einmal waren sie im Vorarlberg – eines der raren Auswärtsspiele. «Da siehst du, ob du es wirklich bringst», sagt Thomas Niedermann, Keyboarder, Buchhalter und Promoter der Band in Personalunion. «Wenn wir hier spielen, sei es in Gossau oder sonstwo in der Ostschweiz, dann kommen die Leute nicht wegen der Musik, sondern wegen uns. Da können wir noch so kläglich spielen, das Publikum feiert uns trotzdem.» Letzten Endes ist dies die Essenz, die den Motor in Gang hält: Auftreten und feiern. Bis der Wirt das Licht abdreht. Dutzende Male vereint erlebte Bühneneuphorie, Hunderte von Proben, Tausende von gemeinsam gekippten Bieren. Seit der Sekundarschule.

Die Konkurrenz in Gossau ist nicht gross. Eine Handvoll Bands probt zwar regelmässig, in die Quere kommt man sich aber kaum. So etwas wie eine Szene kennt man hier nicht, St.Gallen ist zu nahe. Was dort passiert, ist auch für Araxes richtungweisend. Ob jemand im selben

Stilsegment spielt, wer gerade im Studio ist, wer wann wo auftritt, darauf werfen Thomas Niedermann und seine Bandkumpanen ständig ein Auge. Nicht aus Missgunst, sondern weil diese Informationen von Nutzen sind, wenn man wieder einmal aus Gossau raus will: «Man muss zusammenspannen, mit den Leuten reden: Wir spielen bei euch, ihr spielt dafür bei uns. So läuft das.» Ein kulturelles Ödland wie Gossau birgt, abgesehen von der geringen Konkurrenz, auch Vorteile: Einen Ort zum Proben findet man schnell. Wer hier aufgewachsen ist, weiss, wo es leere Keller gibt. Araxes haben ihren unter dem Kindergarten, seit 1997. Gossau, eine freudlose Kleinstadt? Höchstens ein wenig träge.

Deutschland ist besser

In Wil ist es nicht so gemütlich. Die Stadt ist zwar mit 16 500 Einwohnern praktisch gleich gross wie Gossau. Aber mit dem Konzertlokal Remise und mittlerweile zwei OpenAirs ist man hier um Längen besser bedient. Und junge Bands finden sich an jeder Ecke. «Zehn, zwölf müssten es im Moment sein. Aber das kann schnell wieder ändern», sagt Michael Sarbach.

Der Mitbegründer und Präsident des 2003 initiierten Wiler Kulturvereins Soundsofa kennt als Gitarrist von Frantic die Probleme der Nachwuchsbands der Stadt aus eigener Erfahrung. «Wer neu anfängt, kann sich kaum eine eigene Anlage leisten. Und es ist schwierig, zu Auftritten zu kommen. Deshalb geben viele schnell wieder auf.» Hier will der Verein Abhilfe schaffen: Geteilte Proberäume und gemeinsame Auftritte sollen die Lebensdauer junger Bands entscheidend verlängern. Das Startjahr ist für die Kultursofa-Bands recht gut gelaufen, der Verein konnte mit ein paar Konzerten an verschiedenen Orten in der Stadt aufwarten. Im neuen Jahr soll es noch besser werden: Ab kommendem März haben die Soundsofa-Bands alle paar Monate Gastrecht in der Remise. Die Veranstalter vom «Rock am Weiher», dem grösseren der beiden Open Airs, haben sich die kulturelle Beihilfe ebenfalls in die Statuten geschrieben: Eine einheimische Band muss jedes Jahr auf dem Programm stehen.

Little Wil rocks. Und sogar die Mädchen machen mit – wenn sie einmal dürfen. «Es ist jedes Mal dasselbe: Wenn wir uns irgendwo bewerben, heisst es zuerst einmal: Soso, ihr seid also eine Frauenband.» Dieser Satz begleitet Patricia Billeter, Bassistin bei Keep in Motion, seit dem Ende ihrer obligatorischen Schul-

zeit. Damals ging es noch wie von selbst. In der katholischen Mädchensekundarschule St. Katharina kam nach dem Kruzifix bald einmal die E-Gitarre. Die Lehrer sorgten für alles: Instrumente, Probemöglichkeiten, Auftritte. Und dann war die Schulzeit zu Ende. Keep in Motion, über Nacht dem Mädchensein entwachsen, standen auf der Strasse. «Der Jööö-Effekt war weg», sagt Patricia. «Niemand sagte mehr, ihr seid aber tolle Mädchen, schön macht ihr das. Es war plötzlich nicht mehr so sorglos-locker.» Weitermachen wollten sie trotzdem. Und zwar ohne Kompromisse. Wer keinen Musikunterricht nahm, flog raus. «Wir wollten kein Plauschverein sein. Wir wollten besser werden. Wenn Probe ist, gibt es kein Pardon. Ein Spaghettieness ist kein Absagegrund», sagt Keyboarderin Sarah Edelmann. Eine habe wegen eines kurzfristigen Auftritts sogar schon ihre Ferien abgebrochen. «Wenn wir etwas erreichen wollen, müssen wir konsequent sein.»

16 Zudem würden sich Vorurteile gegen Frauenbands hartnäckig halten, da müsse man viel tun, um ernst genommen zu werden. Grössere Konzerte, einmal mit Profis eine CD aufnehmen, das wünschen sie sich. Und weg von Wil, raus aus der Ostschweiz. Immerhin: Einmal kamen sie bis Solothurn. Und ein Demo haben sie aufgenommen. Aber sonst? «Vielleicht sind wir ja schlecht und wir haben es noch nicht gemerkt», sagt Patricia. Irgendwann muss mal etwas passieren, eine grosse Sache, jemand, der sie gut findet, oder der ihnen sagt: So müsst ihr es machen, dann klappt es. Das fänden sie schön. Deshalb probieren sie es auch immer wieder. Verschicken Demos, fahren an Bandwettbewerbe. «Irgendwo hat doch jede Band den Traum, von der Musik leben zu können», sagt Sarah. Doch dazu müsste man wohl nach Deutschland. Oder nach England. «Was soll's, Spass haben wir auch so. Und Wil ist schon in Ordnung.» Eine freudlose Kleinstadt? Ach was. Klein, aber sonst ganz nett.

König Kopfweh

Rorschach ist anders. Keine Gossauer Trägheit, kein buntes Wiler Nachwuchsgewusel. In Rorschach regiert König Painhead. Wird irgendwo in der Stadt der Schallgrenzwert erreicht, Painhead ist dabei – auf der Bühne, als Veranstalter oder beides zusammen, wie an den Multipack-Konzerten, die unter dem Titel «Painhead invites» im Hafengebäude stattfinden. Nicht, dass es hier keine andere Bands geben würde. Die gibt es. Und sie dürfen auch in

Rorschach auftreten. Wenn Painhead wieder einmal die Stadt verlässt. Aber dann befinden diese sich sowieso im Painhead-Tross. Wie beispielsweise die Leute von Mafuba.

«Wir kennen uns seit Sandkasten-Zeiten. Bei Konzerten begleiten wir uns gegenseitig», erklärt Painhead-Schlagzeuger Martin Rechsteiner und bekennt: «Manchmal scheint es so, als ob man an uns tatsächlich schwer vorbeikommen würde.» Das war nicht immer so. Noch zu Beginn der Neunziger Jahre schwangen andere das Zepter – The Roman Games, Former Franks, die alte Garde, die schon in den Achtzigern die kleine, lebhaftige Szene dominierten. «Wir haben uns anfangs nicht getraut, in Rorschach zu spielen. Zwei von uns waren keine Rorschacher, somit waren wir auch keine echte Rorschacher Band. Das hat damals gezählt.» Allein – so klar, wer ein «echter» Rorschacher war, liess sich selten mit letzter Sicherheit feststellen. Martin Rechsteiner denkt zurück: «Wer im Lehrerseminar war und in Rorschach in einer WG wohnte, gehörte schnell einmal dazu. Wer hingegen auswärtige Schulen besuchte, war weg vom Fenster.» Zu jenen gehörte auch Martin Rechsteiner, der damals in Thal zur Schule ging. Dort, im Keller des Gymnasiums Marienburg, verkroch er sich während den langen Mittagspausen mit ein paar Kumpeln aus der Klasse. Die Halbwüchsigen hämmerten auf dem herumstehenden Instrumentarium herum, dass ihnen jeweils in den Nachmittagsstunden der Schädel dröhnte. In der Annahme, «Painhead» heisse auf Englisch «Kopfweh» wurde das Mittagsprogramm schliesslich zum Bandname.

Irgendwann nahm man eine erste CD auf – geplant als Erinnerung an die wilden Zeiten zwischen Thal und Rorschach, sollte man in ferner Zeit einmal getrennte Wege gehen. Doch Painhead machten weiter, «aus purer Lust am Rock'n'roll. Wir hatten nie eine Erwartungshaltung. Es ging ums Zusammensein. Zusammen ausgehen, zusammen feiern, zusammen Musik machen.»

Mit der Zeit wurde das immer schwieriger, der Kulturraum immer enger. Mit der Schliessung des Hafengebäudes 2002 drohte für Painhead die letzte Oase zu versanden. «Im ganzen Kanton konnten wir auftreten, nur in der eigenen Stadt nicht», erinnert sich Martin Rechsteiner. Das sei denn auch einer der Gründe gewesen, weshalb sich drei der vier verbliebenen Bandmitglieder einer Interessengruppe anschlossen, um die Kulturbeiz mit neuem Leben zu füllen. Für Painhead brachen damit goldene Zeiten

an. Nicht nur, weil es in Rorschach wieder einen Ort gab, an dem man vor den eigenen Leuten spielen konnte. Jetzt konnte man Bands einladen und sich diesen gleich noch als Mitstreiter für den nächsten Auftritt empfehlen. Mithin entstanden Freundschaften mit Bands aus allen Landesteilen, das Hafengebäude avancierte zu einer der ersten Adressen für Clubkonzerte, Konzertanfragen flatterten ins Haus und Painhead erhielt Einladungen aus der ganzen Ostschweiz. Inzwischen gehören sämtliche Bandmitglieder dem Hafengebäude-Team an und die Verquickung zwischen Beiz und Band ist soweit fortgeschritten, dass die Trennlinie für Aussenstehende nicht ohne Schwierigkeiten zu ziehen ist.

Der Laden läuft. Und Painhead rockt. Seit zehn Jahren. Die Krise? Überstanden, sogar mehr als eine. Der Durchbruch? Geschafft, schon lange. Hier, in Rorschach. Das ewige Auf-den-Rest-der-Welt-Schielen kratzt am Ego und durchlöchert die Moral. «Wir sind hier nicht in Seattle, Dirk», sangen einst die Popphilosophen von Tocotronic selbstironisch – und trotzdem: Rock'n'roll ist überall, Liverpool, Seattle, Rorschach.

Andri Rostetter, 1979, hat seine Jugend in Untereggen verbracht und studiert heute Geschichte in Fribourg.